

HEYNE <

Rebecca Maly
Im Tal des Windes

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Originalausgabe 08/2012

Copyright © 2012 by Rebecca Maly

Copyright © 2012 dieser Ausgabe by

Wilhelm Heyne Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion: Friederike Arnold

Printed in Germany 2012

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

unter Verwendung von Thinkstock

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-40967-5

www.heyne.de

Meiner Mutter Růžena Pax

September 1845

An Bord der VJL Lionheart

Das Meer war endlos. Seit Wochen sah sie nichts als Wasser. Während ihrer Zeit auf See hatte Johanna mittlerweile gelernt, das Meer und seine Stimmungen zu lesen. Manchmal brachten wütende dunkelgraue Wogen selbst dieses riesige Schiff zum Schwanken, und mit den Flauten kamen kaum sichtbare Wellen mit hellen Kronen. Wie sie kannte das Meer so viele Stimmungen. Es war ihr zwar vertraut, doch nicht zu ihrem Freund geworden. Niemals konnte das Meer ihr Freund werden, denn es trennte sie von Liam.

Johanna drückte den Brief fest an ihr Herz. Sie sollte ihn wegwerfen. Ja, das wäre das einzig Vernünftige. War sie nicht deswegen an Deck gegangen? Doch der bloße Gedanke, das Letzte, was sie noch von ihm besaß, dem Meer zu überantworten, zerriss ihr das Herz. Johanna wischte sich mit dem Handrücken die Träne von der Wange. Nicht weinen, hätte Liam jetzt gesagt.

Wenn sie doch nur Nein gesagt hätte zu Thomas' Antrag, dann könnte sie jetzt in Liams Armen liegen, anstatt diesem Mann, der kalt war wie ein Fisch, nach Neuseeland zu folgen. In ein Land, so fremd, als sei es einem Märchen entsprungen. Johanna hatte in den Wochen und Monaten vor ihrer Abreise versucht, so viel wie möglich über die neue Kolonie herauszufinden. Ursprünglich schien das weit entfernte Land keinen anderen Zweck zu erfüllen als Australien und Van Diemens Land.

Gegründet als Sträflingskolonie und Stützpunkt für die Handelsrouten der Südsee, wurde es bald auch für Siedler freigegeben. Johanna hatte von riesigen Robbenbänken und Stationen von Walfängern gehört, die von dort bis ins ewige Eis segelten. Die Eingeborenen waren Menschenfresser und Kopffäger, einen solchen Kopf hatte sie sogar schon einmal in einer Sammlung gesehen. Noch merkwürdiger sollten die Tiere sein. Und ausge-rechnet dorthin fuhr sie jetzt. Das Fremde und Exotische hatte sie schon von klein auf fasziniert, doch jetzt, da sie es wirklich hautnah erleben sollte, war sie gar nicht mehr so sicher, ob sie für derlei Abenteuer geschaffen war.

Das wäre vielleicht anders an der Seite eines Mannes, den sie lieben würde, wie die Forscherehefrauen, die ihre Gatten in Wüsten und Urwälder begleiteten, aber nicht an der Seite von Thomas. Mit Thomas konnte sie nicht träumen, für ihn war Neuseeland eine gute Option, Geld zu machen, ein zweites Imperium aufzubauen, wie es die Fabrikantenfamilie Waters schon in England besaß. Und er hatte Johanna ausgelacht, als sie begann, Bücher, Karten, einfach alles zu studieren, was sie über ihre zukünftige Heimat in die Finger bekam. Mittlerweile kannte sie sich recht gut aus. Hatte die schauerlichen Berichte der ersten Entdecker James Cook und de Surville gelesen. Sie kannte sogar die Namen der beiden größten Berge Mount Egmont und Mount Ruapehu in der Region Whanganui auf der Nordinsel, wo sie zukünftig leben sollte, und Zeichnungen einiger Pflanzen und Tiere. Dennoch hatte sie das Gefühl, das Land sei nicht mehr als ein ferner Schatten. Sie wusste nicht genug, konnte sich im Geiste kein Bild von der Fremde machen.

Liam hätte ihren Wissensdurst verstanden, davon war sie überzeugt. Aber er war weit weg, mit jedem Moment entfernte er sich weiter, und sie würden einander nie, nie wiedersehen.

Obwohl der Tag ihrer ersten Begegnung eineinhalb Jahre zurücklag, kam es ihr vor, als sei es erst gestern gewesen.

Mai 1844

London

Endlich hatte der Frühling auch in London Einzug gehalten. Johanna saß am Fenster ihres Zimmers und sah hinaus in den Garten, wo die erste Rose des Jahres zaghaft ihren Kopf nach oben reckte.

Im Haus war es still geworden. Offensichtlich hatten sich ihre Eltern wieder versöhnt, oder ihnen waren bei ihrem Streit die Argumente ausgegangen. Mit bangem Herzen hoffte Johanna, dass ihr Vater sich dieses Mal durchgesetzt hatte. Für sie war dieser Ausflug mindestens so wichtig wie für ihn.

Alles lag bereit. Ihre kleine Tasche und der hübsche weiße Sonnenschirm. Die feinen Spitzenhandschuhe, die sie neulich erst erstanden hatte, hatte sie bereits angezogen. Hastig puderte sie noch einmal ihr Gesicht, um die wenigen Sommersprossen zu überdecken, die sich auf ihre Nase verirrt hatten. Das war nur eines der Dinge, die Johanna nicht an sich mochte. Ihr Haar war langweilig, mittelblond, weder glatt noch richtig gelockt. Aufgesteckt und mit ein paar Nadeln verziert, war sie heute damit ausnahmsweise zufrieden. Wenn der Rest von ihr nur so interessant wäre wie ihre Augen, deren besonderes Grün sie von ihrem Vater geerbt hatte. Aber nein, sie war klein und unauffällig wie ihre Mutter. Lady Elisabeth Chester machte dieses Defizit durch energisches Auftreten und eine noch energischere Stimme wett, Johanna fehlte dazu der Mut. Sie vergrub die Nase lieber in den Büchern ihres Vaters, als den neuesten

Klatsch und Tratsch auszutauschen. Und genau die Welt dieser Abenteuerbücher galt es jetzt endlich mit eigenen Augen zu bestaunen.

Ein Pferd wieherte. Es war Don, der gutmütige, etwas faule Braune, der Vaters Einspanner zog. Also doch! Johanna sprang auf, die Hand bereits an der Tür, als der ersehnte Ruf erklang.

»Johanna!«

»Ja, Vater, ich komme.«

Sie flog nur so die Treppe hinunter, in den sonnendurchfluteten Flur, wo der Herr des Hauses, Lord Anthony Chester, bereits auf sie wartete.

Johanna sah sofort, dass sich ihr Vater für diesen Ausflug, der ihm ebenso viel bedeutete wie ihr, besonders herausgeputzt hatte. Er trug einen perfekt geschnittenen Anzug, hielt Zylinder und Stock in der Hand und strich sich unruhig über den frisch gestutzten Bart, der Johanna an anderen Tagen oft eher an einen zerrupften Vogel erinnerte. Seine grünen Augen sprühten vor Abenteuerlust.

Johanna blieb atemlos vor ihm stehen und überlegte kurz, ob sie ihre Korsage vielleicht doch etwas zu eng hatte schnüren lassen.

»Können wir aufbrechen?«

»Ja. Deine Mutter findet, der Ausflug sei einer Dame ihres Standes unwürdig, und bleibt hier«, sagte er mit leichter Bitterkeit in der Stimme, schien sich aber seine gute Laune nicht gänzlich vermiesen zu lassen.

»Aber Madame Rutherford ist doch auch dort, und sie bringt sogar ihre französischen Gäste mit ...«

»Lass gut sein, mein Kind, komm.«

Er bot ihr seinen Arm. Johanna hakte sich fröhlich bei ihm unter und ging mit ihm zur Kutsche, die vor der Tür wartete.

Ihr Vater, der um die Gesundheit seiner einzigen Tochter fürchtete, protestierte zwar kurz, aber dann fuhren sie den Weg zum nahen Hyde Park doch mit offenem Verdeck.

Johanna konnte sich nicht sattsehen an all dem knospenden Grün und den fröhlichen Gesichtern der Sonntagsspaziergänger. Der Frühling schien alles auf magische Weise verwandelt zu haben. Hoch oben segelten die ersten Schwalben. Magnolien reckten stolz ihre großen Blüten in den Himmel, die blühenden Kirschbäume sahen wie rosafarbene Wolken aus. Die Luft duftete frisch und war durchzogen von immer wieder neuen frühlingshaften Gerüchen.

Johanna genoss die Fahrt in vollen Zügen und schwieg beinahe andächtig. Bald hatten sie die Straßen hinter sich gelassen, und Don trabte über die sandigen Wege des Parks, wo sie ein Vogelchor mit freudigem Gezwitscher begrüßte. Männer, Frauen und Kinder strebten in dieselbe Richtung. Ein jeder schien heute unterwegs zu sein und nur ein Ziel zu kennen.

Plakate kündeten von der großen Attraktion: die Völkerschau im Park.

Afrika! Die Welt der Kolonien mitten in London, und ihre Mutter saß lieber schmollend zu Hause. Unglaublich!

Schon von Weitem konnte Johanna die Trommeln hören. Erst glaubte sie, es sei ihr Herz, das vor Aufregung so laut klopfte, doch es war die Musik der Wilden. Bald würde sie die Fremden endlich mit eigenen Augen sehen.

Vater und Tochter tauschten einen verschwörerischen Blick aus.

Dies war Lord Chesters Welt. Schon sein eigener Vater hatte Forschungsreisen und Missionare in den Kolonien der Krone unterstützt und dabei mitgeholfen, die weißen Flecken auf der Weltkarte schrumpfen zu lassen. Die Leidenschaft für das

Exotische hatte er an seinen Sohn Anthony weitergegeben und dieser an seine Tochter. Während Johanna sich nun wohl zum hundertsten Mal anhörte, was für weit gereiste Männer und berühmte Forscher anwesend seien, ließ sie ihren Blick über den frühlinghaften Park schweifen.

Sie wusste genau, was ihre Mutter sagen würde. Dass er das Geld der Familie zum Fenster hinauswarf, damit ein paar Forscher durch Wüsten stapfen konnten und Anthony hinterher mit Trommeln und Lederfetzen abspeisten, die wahrscheinlich noch nicht einmal in den Augen der Eingeborenen etwas wert waren. Johanna sah es eher wie ihr Vater. Was nützten ein neues Tafelservice, Porzellanfiguren oder eine maßgefertigte Kutsche aus Frankreich, wenn man für das gleiche Geld Urwälder durchqueren und exotische Tiere entdecken konnte!

Mitten im Getümmel erspähte Johanna etwas, das ihre Aufmerksamkeit erregte. Überzeugt, ihre Augen spielten ihr einen Streich, sah sie genauer hin, und dann fiel ihr vor Überraschung beinahe der Schirm aus der Hand. Das konnte doch nicht wahr sein!

»Vater, Vater, seht nur!« Sie wies mit ausgestreckter Hand nach rechts. In diesem Moment war es ihr gleich, dass sich so etwas für eine Dame ihres Standes nicht gehörte.

»Du meine Güte! Er hat es also wirklich geschafft! Und ich dachte noch, er prahlt nur!«

Sie hatten angehalten, um das Schauspiel zu beobachten. Auf einem schmalen Weg näherte sich ein Einspanner, der ihrem ähnelte. Ein vornehmer Herr mit weißem Bart lenkte mit verschmitztem Lächeln ein Zebra, das den Wagen in flottem Trab zog.

Das Tier trug Scheuklappen und bewegte aufgeregt die langen Ohren. Immer wieder riss es sein Maul auf, wenn der

Gentleman auf dem Kutschbock an den Zügeln zog und es ermahnte, das Tempo nicht noch weiter zu erhöhen. Das Zebra war nervös, doch offensichtlich zahm genug, um als Zugtier zu dienen.

Johanna kam aus dem Staunen nicht heraus. So etwas hätte sie auch gern! Der stolze Besitzer legte grüßend zwei Finger an den Zylinder, und schon war er an ihnen vorbeigefahren.

Anthony Chester lachte über das fast schon kindliche Erstaunen seiner Tochter und hieß den Kutscher, die Fahrt fortzusetzen.

Kurz darauf erreichten sie die Völkerschau. Zahlreiche Händler und fahrendes Volk hatten ihre Stände auf dem grünen Rasen aufgebaut.

Im Frühlingswind flatterten bunte Fahnen, und Plakate kündigten echte Menschenfresser an. Vor dem Eingang zum Areal drängten sich Trauben von Besuchern.

Johanna entdeckte viele Bekannte in der Menge. Nur selten mischten sich die Mitglieder der gehobenen Gesellschaft von London unter die einfachen Leute. Doch hier waren sie in ihrer Neugier friedlich vereint mit Bürgern und Arbeitern.

Der Wagen kam nicht mehr weiter. Zu viele Kutschen und Einspanner versperrten die Zufahrt. Vater und Tochter Chester setzten den kurzen Weg zu Fuß fort. Sie waren erst einige Schritte gegangen, als Lord Chester bereits ein vertrautes Gesicht zwischen den Schaulustigen entdeckte und grüßend die Hand hob.

»Anthony, wie wunderbar, ich dachte schon, du kommst nicht«, rief ein braun gebrannter Mittvierziger aus einiger Entfernung. Johanna wünschte kurz, sie hätten zumindest eine

Chance gehabt, sich die Schau in Ruhe anzusehen, bevor ihr Vater mit seinen Freunden in endlose Diskussionen verfiel, doch so schnell ließ sie sich ihre gute Laune nicht verderben.

Der Mann eilte auf sie zu. Er trug seinen sicherlich neuen Anzug so, als hätte er noch nie ein solches Kleidungsstück am Leib gehabt, und rieb sich mit der linken Hand unter dem engen Halskragen. »Meine Güte, Miss, was für eine wunderhübsche junge Dame Sie geworden sind!«

Johanna hegte keinen Zweifel daran, wer sie mit Komplimenten bedachte: Es musste der Forscher Henry MacDougal sein, der die Schätze der Ausstellung aus Afrika mitgebracht hatte. Ihr Vater hatte vor zwei Jahren einen nicht unerheblichen finanziellen Beitrag zur Ausrüstung dieser Expedition geleistet.

Von nun an war Johanna Luft für ihren Vater, doch sie nahm es ihm nicht übel. Zum Glück setzten sie ihren schlendernden Rundgang fort. Johanna entdeckte weitere Bekannte, winkte anderen jungen Frauen zu. Überall war Stimmengewirr zu hören, durchmischt von Musik und rhythmischen Gesängen. Ein Mann bot exotische Stoffe feil und war schneller wieder verschwunden, als Johanna lieb wahr. Ein kleiner afrikanischer Junge mit einem Bauchladen kam zu ihr, als sie ihm lächelnd ein Handzeichen gab.

Auf einem Brett, das er sich mit einer bunten Kordel vor die Brust gehängt hatte, trug er mehrere kleine Körbe, in denen Figürchen aus Halbedelstein und Elfenbein wild durcheinanderlagen.

»Die sind aber wunderhübsch.« Johanna strich dem Jungen durch das krause Haar, stöberte schnell durch das Sortiment und erstand für einige Münzen gleich zwei kleine Elfenbeinfiguren. Der Junge verbeugte sich dankend, verzog seinen

Mund zu einem strahlenden Lächeln und war im nächsten Moment auch schon im Gewühl der Sonntagsflaneure verschwunden.

Johanna holte ihren Vater ein und ging schweigend mit ihm und dem Forscher weiter. Das Elfenbein fühlte sich in ihrer Hand wunderbar warm und lebendig an. Sie hatte einen kleinen Reiter auf einem Pferdchen gekauft und ein Tier, von dem sie nicht einmal wusste, was es war. Mutter würde sie schelten, wenn sie entdeckte, dass Johanna das Faible für den *Negerplunder* von ihrem Vater geerbt hatte. Doch Johanna dachte gar nicht daran, sie ihre kleinen Schätze sehen zu lassen.

Das Gedränge wurde dichter, als sie in die Nähe der Schausteller kamen. Johanna stellte sich auf ihre Zehenspitzen und entdeckte zwischen federverzierten Hüten und Zylindern der vornehmen Zuschauer zwei Frauen auf einer Bühne. Ein Mann in kunterbuntem Anzug drehte eine Afrikanerin an den Schultern herum wie ein lebloses exotisches Ausstellungsstück. Oh! und Ah! war aus der Menge zu hören, als die Menschen die Holzscheiben sahen, die die Afrikanerinnen irgendwie an ihrem Mund befestigt hatten. Und auch Johanna erschrak, als die Frau plötzlich die Scheibe herausnahm und ihre Unterlippe ausgeleiert bis über das Kinn herunterbaumelte.

Als der Schausteller mit eben dieser Scheibe herumging und Geld einsammelte, während die Leute weiter die perlengeschmückten Wilden begafften, zog Lord Chester Johanna weiter. Sie sah nicht, wo sie hintrat, und unterdrückte einen undamenhaften Fluch. Der morastige Boden erinnerte nur ganz entfernt an den grünen Rasen, der dort einmal gewesen war, bevor zahllose Zuschauer ihn zertrampelten. Johanna raffte ihren Rock und verabschiedete sich im Geiste von ihren cremefarbenen Stiefeln, die gerade im Schlamm versanken.

An der Seite ihres Vaters und MacDougals zwängte Johanna sich durch die Besuchergruppen, bis sie nur noch einen Wunsch hatte: aus der Menge zu flüchten!

Ihren Begleitern schien es nicht anders zu ergehen. Sie mieden das Durcheinander für eine Weile und flanierten an einer Hecke blühender Buschrosen entlang. Johanna atmete tief durch. Eigentlich mochte sie keine Menschenmengen.

Obwohl sie nicht einmal versuchte, Anthony Chesters und Henry MacDougals Gespräch zu folgen, schwirrte ihr bald der Kopf von merkwürdigen Ritualen, Löwenjägern und stolzen Negerhäuptlingen, von denen der Forscher zu berichten wusste.

Bald gelangten sie zu einem Platz mit einem Reiterdenkmal, wo neue Attraktionen warteten. Johanna konnte sich nicht sattsehen an all dem Fremden, während sie am Arm ihres Vaters weiterspazierte. Kleine Äffchen turnten in Metallverschlagen und streckten ihre winzigen Hände nach ihr aus. Ein Falkner trug einen riesigen Adler auf dem Arm. Johanna erkannte das Tier aus den Naturkundebüchern ihres Vaters, deren detailreiche Tierstudien sie immer gerne bewunderte. Der Schnabelgrund, dessen leuchtende Farbe auch die Augen umgab, und die schlanke Figur des Tieres waren unverkennbar.

»Mr MacDougal, ist das ein Verreaux-Adler?«

Der Forscher sah sie einen Moment ungläubig an. »Ja, genau richtig, junge Dame. Sie leben in unzugänglichen Gebirgswäldern und an Steilhängen. Anthony, Ihre Tochter macht Ihnen bald Konkurrenz. Ich bin geneigt, Miss Johanna auf meine nächste Expedition mitzunehmen.«

»Dann würde meine Frau Sie lynchen, MacDougal, und mich gleich noch dazu«, konterte Chester amüsiert. »Gehen wir weiter.«

In der Luft hing der Geruch von Rauch und gebratenem Fleisch.

Als sie ein künstliches afrikanisches Dorf erreichten, das in der Mitte der Ausstellung errichtet worden war, entfuhr Johanna ein leiser Ausruf des Entsetzens.

Wie aus dem Nichts war vor ihr ein halb nackter Wilder aufgetaucht, dessen sehniger Körper nur dürftig von einem schlecht gegerbten Raubtierfell verhüllt wurde. Seine Augen waren angsteinflößend und genauso dunkel wie seine Haut. Im nächsten Moment lachte er einnehmend, und sie kam sich töricht vor, dass sie sich vor dem Fremden gefürchtet hatte.

Auf dem Boden zwischen den Hütten saßen mehrere Frauen und zerrieben etwas mit Steinen und kleinen Mörsern. Dabei schwatzten sie in einer fremden, kehligen Sprache. Ihre nackten Brüste wurden von Ketten und Amuletten bedeckt.

Sie bemerkten Johannas Blick. Diese nickte ihnen freundlich zu, doch die Frauen wandten sich schnell wieder ab, als sei ihnen die Aufmerksamkeit unangenehm.

Zwischen Rundhütten aus Schilf und Leder liefen zwei kleine schwarze Kinder umher und spielten Fangen. Etwas weiter gab es einen Tanz der Eingeborenen zu sehen. Von dort klangen auch die Trommelgeräusche herüber, die Johanna schon während der Kutschfahrt gehört hatte.

Doch im Augenblick fesselte Johannas Aufmerksamkeit etwas anderes.

Scheinbar unbeteiligt lehnte ein junger Mann am Stamm einer Buche, die das künstliche Dorf beschattete, und kritzelte etwas in ein kleines Notizbuch. Hin und wieder sah er zu den drei Eingeborenenfrauen und dann wieder in sein Büchlein.

Der gut aussehende Fremde trug die Uniform eines Kadetten. Sicherlich war er einer der vielen jungen Adelligen, die auf

die traditionsreiche königliche Militärakademie gingen. Johanna sah sich nach Freunden von ihm um, doch offensichtlich war er allein. Das machte sie auf eine merkwürdige Weise froh.

»Johanna, Kind, langweilen wir dich?«

Sie fühlte sich ertappt und schrak auf, doch nach einer kurzen höflichen Antwort widmete sie ihre Aufmerksamkeit erneut dem jungen Mann. Er hatte kastanienbraunes Haar, und sein kurzer Schnurrbart schimmerte rötlich. Die Brauen konzentriert zusammengezogen, sah er erneut von seinem Büchlein auf.

Als sie seinem Blick begegnete, blieb Johanna die Luft weg. Hastig wandte sie sich ab und fühlte, wie ihr die Röte in die Wangen stieg.

Ihre Nervosität blieb nicht unbemerkt.

»Ich glaube, der Anblick der nackten Wilden ist nichts für eine junge Dame«, sagte MacDougal leicht amüsiert, während Johanna ihre sicherlich weithin leuchtenden Wangen hastig hinter ihrem Fächer verbarg.

»Komm, Kind, gehen wir weiter.«

»Es, es ist nichts«, stotterte sie, doch Anthony Chester war schon wieder in sein Gespräch über mutige Löwenjäger vertieft und zog sie mit sich fort.

Mit bebendem Herzen drehte sich Johanna noch einmal um, doch der Platz unter dem Baum, wo der junge Mann noch vor wenigen Augenblicken gestanden hatte, war leer. Als sei der Fremde nichts weiter als ein schwärmerischer Traum gewesen.

Mit einem Mal hatte die Völkerschau für Johanna ihren Reiz verloren.

Zerstreut sah sie sich um, registrierte wilde Tiere und Menschen und fragte sich dabei, ob der junge Kadett sie wohl ebenfalls bemerkt hatte.

Sie hatte ihn nie zuvor gesehen, bei keiner der Ausstellungen,

zu denen ihr Vater so gerne ging, und auch nicht auf den drei Bällen, die sie bislang hatte besuchen dürfen.

»Ich glaube, wir langweilen meine Tochter«, bemerkte Lord Chester und drückte ihre Hand.

»Nein, nein, sicher nicht«, antwortete sie schnell und rang sich ein Lächeln ab.

»Kannst du irgendwo eine deiner Freundinnen entdecken?«

Johanna ließ den Blick schweifen, doch keine der etwas langweiligen jungen Damen der Oberschicht, die sie noch vor einer Weile hier und da erspäht hatte, war in der Nähe. Sie schüttelte den Kopf.

»Ich bin sofort wieder zurück«, sagte Henry MacDougal und eilte mit flinken Schritten davon. Der Forscher verschwand hinter einer der Buden, die Essen und weitere Attraktionen feilboten.

»Ich langweile mich wirklich nicht«, beteuerte Johanna, »allein dass endlich der Frühling gekommen ist und wir den Park besuchen, ist wunderbar!«

»Ich weiß, mein Kind, aber Henry glaubt nun mal, wir dürften dich nicht länger mit unseren trockenen Gesprächen langweilen. Und da stimme ich ihm zu. Ah, schau, er ist schon wieder zurück.«

Johanna blieb beinahe das Herz stehen. Neben MacDougal ging ausgerechnet der junge Kadett. Er überragte den älteren Mann um einen halben Kopf. Sobald er seine strahlend blauen Augen auf Johanna richtete, verloren seine vormals energischen Schritte an Kraft. Er fiel kurz zurück, schien sich dann aber wieder zu fangen.

»Das ist Liam Fitzgerald, der Sohn eines guten Freundes und Förderers, der leider vor einer Weile von uns gegangen ist. Anthony Chester und seine Tochter Johanna.«

Johanna lächelte schüchtern und wäre am liebsten im Boden versunken, als ihr der Fremde einen Kuss auf den Handrücken hauchte.

»Sehr erfreut«, sagte er und schüttelte auch ihrem Vater die Hand.

»Einem Gentleman wie Liam können Sie Ihre Tochter ruhig anvertrauen, Anthony. Liam, wären Sie so freundlich, Miss Johanna ein wenig Gesellschaft zu leisten? Die Plaudereien alter Männer sind nichts für eine junge Dame.«

»Es wäre mir eine Ehre.« Liam bot Johanna seinen Arm.

Schüchtern legte sie ihre Finger auf seinen Unterarm und sah noch einmal unsicher zu Anthony. Der nickte ermunternd und nahm gleich darauf wieder das Gespräch mit seinem Freund auf.

»Wollen wir ein Stück gehen?«, fragte Liam.

»Sicher ... sicher, gerne.«

Johanna hasste sich in diesem Moment. Sie brachte kaum ein Wort über die Lippen, würde alles vermässeln. Wahrscheinlich hielt Fitzgerald sie jetzt schon für einfältig und langweilig. Es war ihr schon immer schwergefallen, Gespräche mit Fremden zu führen. Ihre beste Freundin Mary Kate beherrschte diese Disziplin bis zur Perfektion. Aber Johanna? So sehr sie sich auch bemühte, so brachte sie meistens nichts außer törichtem Gestammel hervor. Ihr Herz klopfte bis zum Hals, sie bekam kaum noch Luft, und ihre Stimme klang in ihren Ohren schlimmer als das Krächzen einer Krähe.

Zum Glück schien es auch ihr Begleiter mit dem Reden nicht eilig zu haben. Sie sah zu ihm auf, dann wieder auf ihre Hand, die auf seinem leicht angewinkelten Arm lag.

Unter dem Stoff konnte sie die festen Muskeln spüren, und sie stellte sich vor, wie er in der Militärakademie mit seinen Kameraden focht.

»Gefällt Ihnen die Schau?«, fragte er schließlich und räusperte sich gleich darauf.

Johanna sah sich um. Sie wollte ihm eine aufrichtige Antwort geben. Nicht weit entfernt stand ein Mann mit einem stattlichen Afrikaner und erklärte einer neugierigen Zuschauermenge, was diesen von den zivilisierten Weißen unterschied.

»Es sieht alles so künstlich aus. Die Wilden, die Tiere, alle schauen traurig drein. Ich glaube, sie wären lieber in Afrika geblieben.«

Liam blieb stehen und blickte ihr in die Augen. »Ich bin mir sicher, dass es so ist.«

»Wird man Sie auch nach Afrika schicken?«

»Das Empire ist groß. Ich werde meine Pflicht gegenüber Land und Krone erfüllen, wohin auch immer ich gerufen werde.« Die Worte klangen, als hätte er sie auswendig gelernt.

Johanna erinnerte sich wieder an den Moment, als sie ihn das erste Mal gesehen hatte. An das kleine schwarze Büchlein in seinen Händen. Die Art, wie er dagestanden hatte. Wie ein Beobachter hinter Glas, beinahe entrückt.

»Darf ich Sie etwas fragen?«

»Immer heraus damit!«

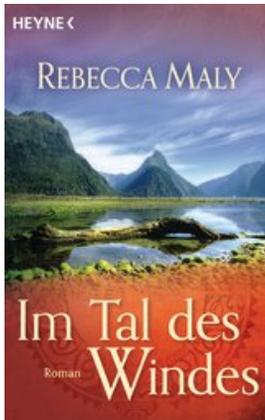
»Sind Sie Schriftsteller?«

Er lachte, offen und angenehm tief. Der freudige Klang rührte etwas in ihrem Inneren, und ihr wurde heiß und kalt zugleich.

»Ich würde nie eine anständige Zeile zu Papier bringen. Wie kommen Sie darauf?«

Johanna wurde schon wieder rot. Sie legte eine Hand an ihre glühende Wange.

»Ich habe Sie gesehen, vorhin, dort unter dem Baum, Sie haben etwas geschrieben, da dachte ich ... ach, verzeihen Sie ...«



Rebecca Maly

Im Tal des Windes

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-40967-5

Heyne

Erscheinungstermin: Juli 2012

Ein Land im Aufruhr, dramatische Begegnungen, fremde Landschaften – ein bewegendes Schicksal vor exotischer Kulisse

London 1844: Um ihre Familie vor dem Ruin zu retten, heiratet Johanna einen Mann, den sie nicht liebt. Sie folgt ihm nach Neuseeland – nicht ahnend, dass Thomas über Leichen gegangen ist, um sie zu heiraten. In Neuseeland erwartet sie eine fremde Welt. Aber Johanna findet schnell in ihr neues Leben und freundet sich mit den eingeborenen Maori an. Als diese sich gegen den Landraub durch die Siedler wehren, schlägt Thomas brutal zurück. Plötzlich steht Johanna zwischen allen Fronten.